

Zurück?

Zehn Jahre trennen uns heute von jenen Tagen und Wochen, in denen das deutsche Volk in sich geeint auf dem Höhepunkt seiner Macht zu stehen schien. Was man lang ersehnt hatte, schien erreicht. Wir konnten damals, und wir sagen auch heute noch mit vollem Recht, jene schweren Tage als die Reifeprüfung des vierten Standes bezeichnen. Er hatte seinen Platz neben den übrigen Ständen gefunden. Das sozialpolitische Ziel der Volksgemeinschaft schien ebenso erreicht, wie die innenpolitische Einigkeit in der Einheit der Parteien unter der geschlossenen Führung der deutschen Fürsten. Nach außen war das ganze Volk durchdrungen von der Überzeugung, in gerechter Abwehr gegen fremde Freveltat zu stehen. Die letzten Schlacken alten Unrechts am katholischen Volksteil schienen zu fallen, ein wahrhaft christliches Volk, ein wahrhaft christlicher Staat, ein wahrhaft christliches Reich standen.

I.

Einer gewaltigen Welle gleich reißte sich in jenen Tagen und Wochen das deutsche Volk empor und bot der staunenden Welt solch herrlichen Anblick. Aber auch der Welle gleich stürzte diese Flut wieder zur Tiefe zurück. Kaum waren fünf Jahre vorüber, lagen die meisten der gehegten Hoffnungen zerschmettert auf der Walstatt. Damals, unmittelbar vor und nach dem Zusammenbruch, war wohl allen Denkenden klar geworden, daß die alte Herrlichkeit nur auf schwankem Boden gebaut war, daß nur eine vorüberschäumende Welle sie zu ihrer höchsten Entfaltung emporgetragen hatte. Die Ernüchterung war allgemein. Scheu zogen sich die Steuerleute von ehedem zurück, wie gelähmt starrten andere in das Chaos, das vor ihren Augen lag, als die Fluten sich verzogen hatten. Denjenigen aber, die trotz allem am deutschen Geschick nicht verzweifeln, war es klar, daß neue, tiefergehende Fundamente gelegt werden müssen, daß nur ein auf breiter Grundlage aufgeführter Bau dem deutschen Volk der Zukunft eine wahre Heimat bieten könne. War ehedem deutsche Macht und deutscher Reichtum wie über Nacht zu schwindelnder Höhe emporgeschossen, so sollte jetzt in geduldiger, zäher Arbeit, Stufe um Stufe, das neue Reich wieder aus der Tiefe erstehen. Die neuen Baumeister mußten wissen, daß diese neuen Fundamente noch von mancher Sturmflut überflutet würden, ehe starke Mauern Schutz gegen allen Wogenprall bieten können. Sie durften sich um keinen Preis verführen lassen, wiederum nur einen stolzen, aber schwanken Turm, sei es zur Rechten, sei es zur Linken des neuen Hauses aufzurichten, sollte er nicht alsbald ein Opfer neuer Fluten werden. Es galt mit andern Worten um die Einheit nicht nur des deutschen Reiches, sondern auch möglichst des deutschen Volkes zu ringen. Kein Teil sollte sich mehr erst mühsam seinen Platz im Vaterhause erkämpfen müssen, alle, die überhaupt guten Willens sind, in ihm liebe Heimstatt finden.

Während so viele der Besten und Edelsten des Volkes in mühsamer Arbeit standen und stehen, erwachten manche von jenen, die beim Zusammenbruch sich zurückgezogen hatten, aus ihrer Lähmung. Es wurden aber auch viele, die sich erst mehr oder weniger unter dem Druck der Verhältnisse mit ans Aufbauwerk

begeben hatten, ungeduldig ob des noch immer so unscheinbaren neuen Baues. Die Blicke all dieser richteten sich sehnsuchtsvoll zurück nach den Tagen vergangener Herrlichkeit. So wie einst beim Neuaufbau des Tempels nach den Jahren der Verbannung ein Teil der Volksgenossen Judas mit ihren rückwärts schauenden Klagen den Mut der neuen Männer lähmen wollte, so begegnet uns auch heute ungezähltes, rückschauendes, in der Vergangenheit verlorenes, kleingläubiges Reden.

Viele jedoch begnügen sich nicht damit, sondern wollen durch die Tat das Rad der Zeit zurückdrehen und am liebsten, was in den letzten zehn Jahren geschehen, ungeschehen machen, um dort wieder anzuknüpfen, von wo vor zehn Jahren die gewaltige Springslut des Krieges aufstieg, um dann so traurig zu zerschellen und zu zerstäuben. Sie glauben, daß wohl der jähe Aufstieg der ersten Kriegswochen Blut vom Blut des alten Reiches gewesen sei, verschließen sich dagegen der Erkenntnis, daß nicht minder Niedergang und Zusammenbruch ihm entsproß. Wir können diese rückläufige Bewegung zu vergangenen Tagen auf vier Lebensgebieten deutlich erkennen. Wir stehen mitten in dem Bemühen einer Rückbildung der Sozialpolitik wie der Innenpolitik, der Außenpolitik wie der Kulturpolitik. Freilich wird in Worten das „Zurück“ nicht immer klar ausgesprochen. Man sucht vergangene Ziele durch neue Worte neu zu werten. Doch nicht das Wort gilt, sondern die Tat.

II.

Wie sich die rückläufige Bewegung auf sozialpolitischem Gebiete selbst in den Augen nicht unmittelbar Beteiligter darstellt, zeigt grell der Ausspruch eines älteren, ruhig urteilenden Seelsorgsgeistlichen aus dem Siegerland: „Wir stehen in einer sozialpolitischen Reaktion, die uns in die Zustände der achtziger Jahre zurückdrängen will.“ Gewiß ist die Lage der Industrie zum großen Teil bedrängt, ja sehr bedrängt. Die Verhältnisse lassen sich auch nicht durch Schlagworte klären, solche vergiften vielmehr nur die Lage. Hatte einst der Krieg die Frage der Bedarfsdeckung in den Vordergrund gerückt und damit von selbst einer christlich-sozialen Politik mancherlei Vorschub geleistet, so drängten die Nachkriegszeiten mit ihren schweren uns auferlegten Lasten wieder mächtig in der Richtung einer Produktionspolitik. Damit war ohne weiteres der Gefahr einer Unterdrückung des Menschen in der Arbeit, einer Überwertung der Sache und des äußern Erfolges wieder die Tür geöffnet.

Aber auch wenn man alles dies billig berücksichtigt, so bleibt doch der Tatbestand der furchtbaren Erbitterung in weiten Kreisen der Arbeiterschaft zu erklären. Wenn schon viele von ihnen, selbst unter den Organisierten, noch unter dem Drucke der kaum in dem Höchststand vorübergegangenen Flut der Not apathisch beiseite stehen, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß es in den Tiefen der Arbeiterschaft furchtbar rollt und grollt. Es hat keinen Zweck, sich darüber hinwegzutäuschen. Dies nicht hören zu wollen wäre ebenso gefährlich, als es gefährlich war, den verantwortlichen Leitern gegen Ende des Krieges die Warner, die von der wahren Stimmung des Volkes berichten wollten, möglichst fern zu halten. Kein Zweifel, die Klassengegensätze haben sich wieder vertieft, das Proletarierbewußtsein mit all seinen das Glück des Ein-

zeln wie des Volkes zerstörenden Folgen schwillt erneut in den Massen an. Diese unleugbare Tatsache muß eine Ursache haben. Wie weit bestimmte Maßnahmen des Unternehmertums, Lohnabbau, Arbeiterentlassung, Arbeitszeitverlängerung, notwendig waren, können und wollen wir hier nicht untersuchen. Aber selbst gesetzt den Fall, daß unter dem Druck der Verhältnisse hiervon manches unvermeidlich war, bleibt doch bestehen, daß eine größere Zahl der Unternehmer diese allgemeine Notlage der Industrie rücksichtslos ausnützte, um wieder Herr im Hause zu werden oder sich als solchen zu zeigen. Mochte auch die Kraft der Industrie im ganzen erlahmt sein, die Macht des Unternehmers gegenüber dem einzelnen Arbeiter, der sich unmittelbar hoffnungsloser Arbeitslosigkeit gegenüber sieht, war riesenhaft gewachsen. Die Schugmacht des Arbeiters, die Gewerkschaft, hatte bedeutend fühlbarer unter dem finanziellen deutschen Zusammenbruch gelitten, als die Industrie selbst. So konnte das Unternehmertum trotz allem mit lange nicht mehr gekannter Rücksichtslosigkeit von seiner Machtstellung Gebrauch machen und machte davon leider nur zu oft Gebrauch. Der einzelne Arbeiter fühlte sich nicht mehr sicher, ob der morgige Tag ihn nicht auf der Straße findet, gleichviel, ob er schon zehn oder zwanzig Jahre im Betrieb stand, ob er Weib und Kind zu ernähren hat. Der Proletarier ist neu erstanden.

Diese Stimmungswelle in der Arbeiterschaft, wie sie aus dem Arbeitsverhältnis unmittelbar hervorgeht, vielfach noch durch allerhand Kleinliche Schikanen verstärkt, erhält zu allem Überfluß noch neue Nahrung durch ein augenscheinliches Schwanken auch der offiziellen Sozialpolitik. Die scharfe Betonung der Produktionspolitik auch in diesen Kreisen bringt wie von selbst eine neue Stellung zum Achtstundentag und mehr oder minder auch zu andern Errungenschaften der Sozialpolitik aus der Nachkriegszeit mit sich. Maßnahmen, die wohl als Ausnahme und Anpassung an die gegebenen Verhältnisse erträglich wären und auch als solche gestaltet werden könnten, erschienen zum Grundsatz erhoben. Der Eindruck eines neuen Kurses ließ sich zeitweise kaum verwischen. Vor mehreren Jahren schon äußerte sich der spätere Botschafter in Paris, Dr. Mayer, damals noch Reichsschatzminister, in einem persönlichen Gespräch dahin, daß er, der in den ersten Tagen von Weimar zu den Zurückhaltenden gezählt worden sei, jetzt fast zu den extremen Sozialpolitikern gehöre. Bei manchen hatte sich der stürmische Drang der ersten Zeit schon damals in übergroße Vorsicht umgekehrt. Was dieser kluge, leider uns allzu früh entriffene Mann, der selbst dem Unternehmertum zuzuzählen war, schon vor Jahren mit klarem Blick erkannt hatte, ist heute in das Empfinden weitester Volkskreise gedrungen. Daß die sozialpolitische Reaktion marschiert und daß sie mancherorts dabei ihre Ziele weit hinter 1914 steckt, ist nicht zu bezweifeln.

Aus den engen Beziehungen zwischen Wirtschaft und Politik heraus hatte man zu Beginn der neuen Ordnung unserer Verhältnisse gehofft, der deutschen Innenpolitik über den berufsständischen Gedanken eine neue Wendung geben zu können. Man hoffte, durch ihren Einbau in die Verfassung der neuen Demokratie ein ausgesprochen deutsches Gepräge geben zu können. Leider haben sich die auf den berufsständischen Gedanken gesetzten Hoffnungen bis heute noch nicht erfüllt, sind kaum zu bescheidensten Anfängen gediehen.

An ihre Stelle trat die, wenigstens nach dem öffentlichen Urteil, rücksichtslose Herrschaft weniger großer Konzerne, die Wirtschaft fügte sich, wenigstens zeitweise, nicht mehr dem Staate ein, sondern ward zur Herrin des Staates. Zugleich strebten die Berufsstände selbst gewaltig auseinander, und es konnte scheinen, als ob die zu Gunsten des berufsständischen Aufbaues eingeleitete Bewegung zunächst dem Berufs- und Standesegoismus zugute kommen und dadurch die Volksgemeinschaft nicht durch wohlgeordnete Gliederung stärken, sondern vielmehr durch Zerklüftung zerreißen sollte. Angesichts dieser unverkennbaren Tendenzen sahen wir uns selbst genötigt, von der starken Betonung des berufsständischen Gedankens vorläufig wieder abzugehen und, ohne ihn auf seinem eigenen Gebiet des Wirtschaftslebens aufzugeben, vor allem die Gemeinschaft, und zwar in ihrer stärksten Bindung, auf dem Boden der Religion und Gotteskindschaft, zu betonen.

Vielen wurde jedoch dieses wenigstens vorläufige Versagen des berufsständischen Aufbaues, verbunden mit dem Aufschließen der Kapitalmacht einiger weniger und den sich daraus ergebenden Schwierigkeiten für die Fortentwicklung der Demokratie in Neudeutschland, der Anlaß, in fast jeder erdenklichen Weise die demokratische Staatsform als solche zu bekämpfen. Die Angriffe, die aus dieser Stimmung nicht nur gegen den Parlamentarismus, sondern auch gegen Parlamentarier persönlich gerichtet wurden, gingen oft ins Maßlose. Was die Stelle des Parlaments zumal nach den mißglückten Ansätzen zur ständischen Vertretung einnehmen könnte, wurde kaum je ernsthaft bedacht. Nur ein „Zurück“ in frühere Zeiten. Man denkt nur an deren vergangenen Glanz und vergißt, daß eben jene alten Formen die schwere Belastungsprobe der bitteren Kriegsjahre nicht überstanden hatten, trotzdem sie so stark, wie kaum je zuvor, in die Prüfungszeit eingetreten waren. Freilich wollen die wenigsten offen die alten Formen ohne weiteres kopieren. Man glaubt heute noch trotz der Erfahrungen der letzten Jahre, durch Vorsetzung des Wörteleins „Volk“ nicht nur den Namen, sondern auch die Institution selbst wesentlich neu gebildet zu haben.

Andere suchen positiv nach neuen Formen. Die Stelle des Suchens nach berufsständischen Gliederungen hat heute vielfach der Ruf nach dem Föderalismus eingenommen. Es wäre gewiß falsch, in dem Föderalismus als solchem eine rückläufige Bewegung im Sinne einer Reaktion zu sehen. Er ist nicht nur in weitem Umfange selbst in der Weimarer Verfassung verankert, sondern wird auch von vielen, durchaus neu denkenden Menschen vertreten. Dabei muß man es allerdings als einen Unfug bezeichnen deshalb, weil viele katholische Deutsche im Föderalismus eine konsequente Fortentwicklung katholischen Denkens sehen, das föderalistische Prinzip zu einer katholischen Forderung zu erheben und unter die für alle Katholiken maßgebenden staatsphilosophischen Grundsätze einzureihen. Es läßt sich jedoch kaum bestreiten, daß der föderalistische Gedanke mancherorts in erster Linie dynastischen Interessen dienstbar gemacht wird und auch zu einer Überbetonung der Staatlichkeit einzelner Teile führen kann. Ähnlich umstritten, bald im Dienste einer neuen Zeit, bald von Freunden des Alten für sich beansprucht, ist der große deutsche Gedanke. Dem einen schwebt ein Deutsches Reich, geeint in seinen Stämmen vor, dem andern ein Gebilde auf der Grundlage, wie sie etwa Napoleon 1806

geschaffen, wenn auch natürlich ohne die frankophilen Tendenzen von damals. Wieder andere wollen aufbauen auf einem von Bismarck 1866 grundgelegten Reich unter Eingliederung Deutsch-Osterreichs in den Bismarckschen Bau, und da und dort spricht man selbst wieder vom heiligen römischen Reich deutscher Nation. Wer Sinn hat für politische Satire könnte an den tollen Sprüngen bei den Kombinationen zwischen diesen verschiedenen Formen von Großdeutschtum und Föderalismus seine helle Freude haben, wäre es nicht die so schicksalschwere Frage der Gestaltung unseres Vaterlandes, um die es sich handelt.

Daß sich diese, zum großen Teil nach rückwärts gewandten innenpolitischen Strebungen auch außenpolitisch geltend machen müssen, liegt auf der Hand. Daß es in den Zeiten der durch den unglücklichen Krieg verschuldeten Ohnmacht viele gibt, die sich nach einer Politik der Macht wiederum sehnen, ist verständlich; aber leider kommt darin nur zu oft eine Rückkehr zu den neuheidnischen und selbst in ihren gemilderten Formen noch unkatholischen Staatsbegriffen von ehemals zum Ausdruck. Wir konnten uns den Staat kaum anders vorstellen denn als Militärstaat; seine Geschichte zählte nur von Krieg zu Krieg. Erst die schwere Zeit hinter uns löste selbst führenden katholischen Kreisen mancherorts die Binde von den Augen. Wir hatten vergessen, daß der Zeit vor hundert Jahren, dem Geiste von 1813 jeder katholische Einschlag gefehlt hat. Und wo er etwa vorhanden war, wie bei Görres¹, wurde er bis in die allerletzte Zeit geflüsternd totgeschwiegen. So gibt es denn auch heute viele, die außenpolitisch nur in Waffen denken können, deren völkerverbindende Kunst lediglich auf stehende Heere und allgemeine Wehrpflicht sich stützt. Anfang und Ende ihrer außenpolitischen Weisheit ist der in seiner Dehnbarkeit bequeme heidnische Spruch: Si vis pacem, para bellum — „Willst du den Frieden, rüste den Krieg“. Gedanken über Völkerversöhnung und Völkerfrieden durch Völkerbund sind ihnen lächerliche oder doch bemitleidenswerte Utopien.

Eine dergestaltete Richtung der Politik nach außen mußte notwendig wieder zu jenen kulturpolitischen Linien zurückführen, als deren sichtbarsten Ausdruck wir in Deutschland den Kulturkampf zu verzeichnen hatten. Der Geist Christi auch in der Politik muß notwendig dem Geiste der Welt im Wege stehen. Christus tritt uns hier auf Erden entgegen in seiner Kirche. Der Felsen Petri steht ungebrochen und unüberwindlich im Wogenprall. Sobald sich deshalb jener Staatsgeist nach dem Zusammenbruch von 1918 wieder hob, aus dem einst das Bismarckreich, soweit es den Stempel seines Geistes trug, entstanden war, mußten naturnotwendig die alten Gegensätze wieder aufklaffen, der Kampf gegen den Ultramontanismus wieder aufflammen. Wir alle aber wissen, daß hinter diesem fremden Worte nichts anderes steht als die Feindschaft des Geistes der Welt, der sich selbst vergottenden Staatsmacht, gegen ein folgerichtiges, entschlossenes, katholisches Christentum auch im öffentlichen und staatlichen Leben. Der Staat aus solchem Geiste ist zwar nicht notwendig religionslos, aber, was noch schlimmer ist, er unterjocht die Religion und macht sie zu seiner Magd. Sie ist ihm nur so lange wert, als sie ihm dient und seinen

¹ Dabei müssen wir uns freilich auch bewußt bleiben, wenn wir Görres auf unsere Tage anwenden, daß auch er mit seiner Zeit rang.

Grundsätzen, die neuem Heidentum entsprungen sind, in den Augen des Volkes göttliche Weihe erteilt. Die Religion ist ihm gut genug, seine Soldaten mutig zum Sterben zu machen, wenn sie ihm aber Frieden gebieten will, hat sie zu schweigen. Sie darf wohl die Untertanen zum Gehorsam gegen die staatlichen Gesetze und zur Vaterlandsliebe erziehen, wenn sie aber mit der Lehre von der Bruderschaft aller Menschen in Christo Ernst macht, ist sie staatsfeindlich. Wenn sie getreu dem Sage, daß alle Macht nur von Gott kommt, auch der Macht des Staates ihre Schranken setzt, so überschreitet sie ihr Gebiet. Dieser Geist ist in seinen Auswirkungen viel verderblicher als das alberne Getue, das sich hier und dort findet, mit Wotan und andern Götzen. Solche Auswüchse werden ja von jedem halbwegs Sehenden sofort erkannt, nicht dagegen das in wissenschaftlichem Kleid einherschreitende Staatsgötzentum. Wie leicht selbst Kreise, die doch wohl christlich sein wollen, diesem Geiste zum Opfer fallen, zeigt z. B. der Aufsatz „Kampf“ zur zehnjährigen Wiederkehr des Kriegsbeginns in einer deutschen Staatszeitung. Mit solch einer Gesinnung gibt es natürlich für katholisches Denken und katholische Staatsauffassung keinen Ausgleich. Ihr kann selbstverständlich der Katholizismus nur so lange genehm sein, als er unter Preisgabe eigener Fundamentalsätze an diesen Staatsgeist sich angleicht. Von hier aus bedarf deshalb auch der staatsbürgerliche und Weltanschauungsunterricht besonders an unsern höheren Schulen und Hochschulen besondere Aufmerksamkeit. Wird hier nicht dem Katholiken die Möglichkeit gegeben, die Auffassung und Lehre seiner Kirche unverfälscht kennen zu lernen, so müssen wir mit der ernststen Gefahr rechnen, daß aus berechtigter aber falsch geleiteter Liebe und Begeisterung zum Vaterland die Enkel der großen katholischen Kämpfer im Bismarckschen Reiche die Waffen gegen das Werk ihrer Vorväter richten.

III.

Wir haben versucht, Einblicke in die rückläufige Bewegung unserer Tage zu geben. Es ist selbstverständlich, daß sie in ihrer Gesamtheit als geschlossener Komplex längst nicht von allen einzelnen Anhängern vertreten wird, daß es viele gibt, die nur auf diesem oder jenem Gebiet, das wir genannt haben, rückläufige Bewegungen verfolgen. Wir betonen dies ganz besonders deshalb, weil es selbstverständlich ist, daß gläubige Katholiken wohl in einem oder anderem Belang in der angedeuteten Richtung arbeiten können, daß dagegen vieles mit überzeugtem Katholizismus unvereinbar ist. Immerhin ist es von Wert auch dort, wo es sich um im Rahmen der katholischen Kirche durchaus zulässige Bestrebungen handelt, klar zu sehen, wo die Grenzen für eine katholische Politik nach dieser Richtung liegen und auch bei sogenannter konservativer Politik Bundesgenossen drohen, deren Bündnis die Gefahr bietet, vom katholischen Wege zu gleiten. Es ist uns allen ja geläufig, daß solche Gefahren sich ebenfalls auf dem Wege derer zeigen, die einen entschlossenen Neubau des Reiches erstreben. Möge darum jeder auf die Gefahren vor allem achten, die auf seinem Wege liegen.

Diese Erkenntnis läßt uns den allgemeinen Wunsch aussprechen, bei der Beurteilung der verschiedenen politischen Richtungen ganz besonders unter uns Katholiken stets unerbittlich nach größter Wahrscheinlichkeit gegenüber

Undersdenkenden zu streben. Wahrhaftigkeit nicht nur im persönlichen, sondern auch im sachlichen Sinne. Beispiele liegen offen zu Tage. Man mag die Weimarer Verfassung schelten, weil sie geschaffen werden mußte, nachdem eine Revolution die alte Verfassung gestürzt und die Fürsten ihre Throne mehr oder weniger unter Zwang verlassen hatten. Aber man darf dann auch jene Verfassungen bzw. Staatsordnungen nicht loben, die, wie z. B. die meisten deutschen Mittelstaaten, ebenfalls von dem Sohne einer Revolution, dem Franzosenkaiser Napoleon, Rang und Würde und große Teile ihres Gebietes erhalten hatten. Man darf dann nicht ein Gottesgnadentum preisen, das andere nicht minder durch Gottes Gnade verliehene Kronen zwar nicht durch die Empörung des Volkes, wohl aber den gewaltigen Willen eines oder weniger Männer selbst zerschlagen hat. Man mag die Farben des jüngsten Kaiserreiches bzw. des Norddeutschen Bundes den neuen Reichsfarben vorziehen. Wie sehr es der Wahrheit widerspricht, sie als Farben der Revolution zu bezeichnen, zeigt am besten die Tatsache, daß dieselben Farben von den Häusern der Burschenschaften wehen und die Turner zieren, ja daß man sie selbst als Farben der Deutschen im Böhmerland unter dem Mahnmal der Münchner Feldherrnhalle anbringen mußte.

Es ist sicher ein Zeichen für die Möglichkeit einer Gesundung unseres Volkes, wenn ein Reichstagsmitglied, das wohl nicht zu den rückläufig Eingestellten zu rechnen ist, kürzlich feststellen konnte, daß der im Frühjahr gewählte Reichstag bereits insofern einen gewissen Fortschritt erkennen lasse, als hüben und drüben der Wille, zur Tiefe zu dringen, zum Verstehen auch des Gegners zu gelangen, unverkennbar größer geworden sei. Aus solcher Einsicht heraus wird man auch den folgenden Ausführungen Verständnis entgegenbringen können, selbst dort, wo man die aufgezeigten Wege nicht gehen zu können glaubt.

Wir haben als Aufschrift dieser Ausführungen das Wörtchen Zurück? gewählt. Muß für den Katholiken, den deutschen Katholiken die Losung heute so lauten, darf sie auch Vorwärts lauten? Oder soll sie lediglich in einem vorsichtigen, zurückhaltenden Takt nach beiden Seiten bestehen?

Es gibt weite Kreise, die die katholische Auffassung notwendig für eine konservative halten. Ohne Zweifel kann man dem Wort auch manche unbedingt gültige Bedeutung abgewinnen. Die Jahrhunderte haben der Kirche ein großes Erfahrungsgut geschenkt, das der Katholik nie verachten wird. Er wird auch in seiner Entwicklung das Kern- und Erbgut, die unveränderliche katholische Wahrheit, stets bewahren und kann nur von ihr aus und in ihr, aber niemals gegen sie, oder ohne sie weiter schreiten. Und dennoch ist die katholische Auffassung von Grund aus nicht so konservierend wie reformierend, nicht so erhaltend wie neu gestaltend. Das Christentum in seinem Anfang mußte ja geistig revolutionierend wirken, mußte auf allen Gebieten des Lebens neue Bahnen weisen, voranschreiten. Wohl mußte es in der Folgezeit erworbene Gebiete erhalten, aber der Geist der Eroberung, der Durchdringung und Gewinnung neu auftauchender Zeitwellen durfte ihm nie fremd werden. Das jüngste Erwachen, besonders in unserem deutschen katholischen Volke, die Sehnsucht nach einem frohen Durchdringen des ganzen Lebens mit katholischem Wesen, nach einer Gestaltung des gesamten Seins im öffentlichen und persönlichen Leben aus diesem Geist heraus weist uns wieder hin auf diese erobernde Kraft und

Aufgabe unserer Kirche, unseres Glaubens. Nicht wir von heute sind es, die etwa erstmals feststellen würden, daß in dem jüngst vergangenen Menschenalter der konservative Zug im Leben der Katholiken weithin zu stark das Übergewicht erhalten hatte. Kein Geringerer als Joachim Pecci, der damalige Kardinal von Perugia, hatte vor bald fünfzig Jahren dieses Problem seinen Hirtenbriefen über die Kirche und die moderne Kultur zu Grunde gelegt. Sie bildeten gleichsam das Vorspiel für seine unmittelbar darauf erfolgte Erhebung zum obersten Hirtenamt der ganzen Kirche. Leo XIII. ganze Regierung war getragen von diesem großen Zeitgedanken.

Wir haben deshalb auch heute allen Anlaß, diejenigen zu ermutigen, die in sich das Wollen und die Kraft fühlen, auf den neuen Fundamenten zukunftsfröhlich aufzubauen. So gut wie wir wünschen müssen, daß diejenigen, die mehr nach Idealen der Vergangenheit blicken, bei diesem ihrem Streben in den ihnen nahestehenden Gruppen katholischem Denken Raum schaffen, so gilt dies nicht minder für alle Kräfte des neuen Aufbaues. Nachdem klar ist, daß der Katholik auf dem Boden der neuen Verfassung und damit des neuen Reiches arbeiten kann, wäre es größte Torheit, diejenigen zurückzuhalten, die zu solchem Schaffen sich berufen fühlen. Selbst der Katholik und Deutsche, der persönlich andern politischen Idealen huldigt, kann nur wünschen, daß zu Ruß und Frommen, sowohl der Kirche wie des Vaterlandes, wenn einmal doch dieser neue Bau entsteht, er mitgetragen und erfüllt sei vom Geiste katholischen Lebens, daß allüberall katholisches Arbeiten mit den Ausdruck verleiht. Von diesem hohen und weiten Gesichtspunkte aus dürfen wir uns deshalb alle freuen, wenn wir gerade auch in der jungen katholischen Generation Kräfte finden, die mit voller Inbrunst der Jugend, aber zugleich aus tiefem katholischen Herzen den neuen Staat bejahen. Daß es nicht wenige, auch nicht nur einflußlose Idealisten ohne Gestaltungskraft sind, lehrt die jüngste Geschichte der Windthorstbünde. Der rückläufigen Bewegung treten namentlich in den Zentren des deutschen Arbeitslebens, in den Kreisen derer, denen die große Aufgabe unserer Zeit für das katholische Deutschland aufleuchtet, entschlossene Kräfte entgegen. Seit Jahrzehnten wenigstens war dem katholischen Deutschland niemals eine solche Gelegenheit gegeben, wie heute, von Grund aus ein Reich zu bauen, das zwar nicht rein den christlich katholischen Gedanken verkörpern kann, dem dieser Geist aber doch entscheidende, unverkennbare Züge aufdrücken kann. Die eigenartigen innerpolitischen Verhältnisse unseres Volkes haben diese Möglichkeit weit über die politische Zahlengeltung der katholischen Parlamentarier hinaus vermehrt. Dieser Neubau, soll er von lebendigem katholischem Geiste miterfüllt sein, fordert eben darum auch lebendige, freudige Anteilnahme katholischer Kreise. Wir Katholiken werden nicht mehr wie vor fünfzig Jahren in ein nicht mit uns im Verein geschaffenes Gebilde hineingesetzt, wir sind selbst Mitschöpfer und -gründer des neuen Reiches. Darum darf für uns die Losung nicht ein Zurück sein, auch nicht nur ein abwartendes Gewehr bei Fuß, nicht nur ein halberzwungenes Nothelfen, sondern wo immer es in den Herzen Anklang findet, ein freudiges, entschlossenes Vorwärts.

Dem gegenüber wird notwendigerweise alsbald die Frage auftreten: Wird solch ein entschiedenes Vorgehen, doch immer nur eines Teiles der katholischen Deutschen, nicht die Einheit der deutschen Katholiken, dies kostbare Gut,

zertrümmern? Wir müssen dem antworten, daß zunächst diese Einheit auf politischem Gebiet bereits zerschlagen ist, und zwar nicht nur in Bezug auf die beiden auf katholischem Boden erwachsenen großen Parteien. Andererseits wäre es wohl auch eine Täuschung, von Einheit der Katholiken zu reden angesichts einer Partei, die sich bemühen würde weder nach rechts noch nach links, weder vorwärts noch rückwärts ausgesprochen zu arbeiten, die aber nur deshalb einig wäre, weil alle entschlossenen Elemente, auch ausgesprochen glaubenstreue Katholiken, sich von ihr getrennt hätten. Die Einigkeit der deutschen Katholiken kann weder durch Erdrosselung von Gegensätzen noch durch deren Verneinung erreicht werden. Was dadurch erreicht werden könnte, zeigt uns mit erschreckender Deutlichkeit das Beispiel der französischen Katholiken. Etwa vor Jahresfrist sagte mir ein sozial tätiger Pariser Priester: „Wir Katholiken Frankreichs stehen im Hinblick auf die kommenden Kammerwahlen vor einer furchtbaren Lage. Wählen wir die, welche die Interessen der Kirche und des Glaubens vertreten, so müssen wir uns von dem Volk mit Recht sagen lassen, daß die Kirche nur mit den Reichen und Großen, mit dem Besitz an Kapital und Boden geht. Treten wir aber auf die andere Seite, so müssen wir für die erklärten Feinde unserer Kirche eintreten.“ Ja man war sogar der Meinung, daß die Religionsfeindlichkeit der französischen Linken in erster Linie durch die Ablehnung der Republik durch die französischen Katholiken bedingt sei. Derselbe Priester äußerte sich: „Wenn ich die deutschen Katholiken eines bitten darf, so lernt von unsern Fehlern und laßt die Treue zur Kirche nicht gleichbedeutend mit der Treue zu der vergangenen Staatsform sein.“ Und aus ähnlicher Erwägung stammte die Klage eines katholischen französischen Journalisten in den Tagen der Londoner Konferenz von 1924: „Die Kirchenfeinde machen jetzt die äußere Politik, die eigentlich wir Katholiken hätten machen sollen.“ Wir wissen, die Schuld an diesen Zuständen liegt nicht bei der Kirche als solcher, sondern bei den Katholiken Frankreichs, die die dringende Mahnung des großen und weitschauenden Leo XIII. nicht hören wollten. Eine solche Einigkeit der Katholiken, wie wir sie heute in Frankreich sehen, erkaufte mit dem Verlust der katholischen Massen des Volkes, ist gewiß weniger wert, als ein volles Auswirken katholischer Kraft auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, selbst wenn damit Gefahren für die politische Einheit verbunden wären. Mögen wenigstens wir deutsche Katholiken Leos Führerworte beherzigen und aus dem Fehler unserer Brüder jenseits der Vogesen lernen.

Wir dürfen indessen hoffen, daß uns das Band der Einigkeit trotzdem nicht verloren geht. Das lebendige katholische Empfinden unserer Tage gibt uns weitgehende Gewähr, daß der redliche Wille, sich zu verstehen, sich gegenseitig gerecht zu werden, unter allen katholischen Volksgenossen, auf welcher Seite sie auch stehen mögen, immer mehr sich Bahn bricht und wächst. Die tiefe innere Verbundenheit in Christus und seiner Kirche wird äußere Gegensätze mildern und das Gemeinsame stärker betonen. Geht mit dieser Vertiefung katholischen Lebens auch eine Vertiefung der katholischen Staatsauffassung bei jedem Katholiken, gleich welcher politischen Schattierung, Hand in Hand, dann wird auch von selbst die politische Spannung innerhalb der deutschen Katholiken an Sprengkraft verlieren und im Gegenteil eine die vorwärtstreibende Entwicklung fördernde Spannkraft erzeugen. Es werden dann die

Katholiken untereinander sich nicht nur als Glaubensbrüder achten, sondern auch jene staatsbürgerliche Loyalität sich gegenseitig erweisen, die jeder Katholik auch dem Staat oder den Staatsformen schuldig ist, mit denen er innerlich nicht übereinstimmt, die seinen Idealen nicht entsprechen.

In der städtischen Gemäldesammlung zu Amsterdam findet sich ein Gemälde von Gouwe: *Het begin van den dag* (Der Anbruch des Tages): Ein Landmann zieht mit seinem Gespann im Morgengrauen tiefe Furchen durch das schwere Erdreich. Er bricht die Schollen auf für neue Saat. Ehern, streng, entschlossen sind seine Züge. Vorwärts, mühsam, doch unerbittlich geht sein Schreiten. Voll Manneshoffen aber schaut sein Auge zum Osten, wo glühende Farben das Kommen des neuen Tages, den Aufstieg einer neuen Sonne künden. Wie eine Vision des neuen Deutschlands nach dem Zusammenbruch und seiner dunklen Nacht sah sich dies Gemälde an. So muß auch unser Volk vorwärts schreiten in den kühlen dämmernden Morgen hinein, in ernster Pflugarbeit und doch nicht ohne Hoffen. Eine neue Sonne kommt und muß kommen. In den Tagen des Eucharistischen Kongresses war es uns klar, von wo diese Sonne Kraft und Wärme erhalten kann und muß. Aus der tiefen Fülle katholischen Lebens, aus den Tiefen des Erlöserherzens, aus den Quellen der Eucharistie. Mögen alle die katholischen Kräfte, die den Ruf in sich fühlen, nicht furchtsam und scheu sich in der Dämmerung zurückhalten, sondern dem vierfachen Zurück, das durch die deutschen Lande geht, ein vierfaches, entschlossenes und freudiges Vorwärts zum neuen Tag entgegenstellen. Mögen sie aus ihrer katholischen Liebe zu Volk und Vaterland heraus mitbauen nach außen und innen am neuen und doch mit alter Liebe geliebten Deutschen Reich.

Constantin Roppel S. J.